

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

258 (4.11.1922) Die Mußestunde

Die gute alte Zeit

Dr. Geenich

Die Weltbühne veröffentlicht eine Anzahl Anekdoten über den letzten Sachsenherzog aus einer Sammlung, die Hans Reimann zu Weihnachten bei Paul Steegemann in Hannover erscheinen läßt. Hier einige Bröckchen:

In Kairo. Vor dem Kriege. August hat sich bis nach der Türkei gewagt, die auf Sächsisch „Darrgei“ heißt (mit dem Ärgert hintenbrauf).

Was ist das erste in Kairo? Die Frage, wo es hier Bilsener Bier gibt. Und es gibt tatsächlich Bilsener Bier in Kairo, und August wallfahrtet zu der gesegneten Stätte.

Und läßt sich das schätzenswerte Gebräu munden. Nach dem siebenten Glas läßt er den Wirt holen. Der Wirt erscheint mit allen Anzeichen deboter Besinnung. August greift tief in die linke Hosentasche und angelt etwas heraus.

„Wolln Se dahn? Siß mei scheensdr!“ So kam der sächsische Gastwirt zu einem sächsischen Orden.

Ludwig war durchgebrannt, da brachten die angekommenen Dresdner ihrem damaligen „Großbringer“ die fürmischsten Oratorien. August trat auf den Balkon. Gute sich das Volk an. Ein Adjutant wies darauf hin, welsch erhabenes Gefühl es sei, die Herzen der Landeskinder für sich schlagen zu wissen. August winkte ab. „Ich duße den Leiden bloß leid.“

In der Universitäts-Augenklinik erregte ein Gläser-Kasten seine besondere Aufmerksamkeit.

Ein Gläser-Kasten mit etwa zweihundert Linsen, wie sie zur Brillenbestimmung verwendet werden. Leutlich scherzend äußert er zu Geheimrat Sattler:

„Das is wohl Ihre Monstrel-Sammlung?“ Sattler versuchte Ironie und Anrede der Linsen-Sammlung planmäßig zu machen und beteuerte, daß rechterhand die Konfak, linkerhand dagegen die Horn- oder Gläser untergebracht seien.

August meinte naiv: „Ihn da so a große Underschied?“

1917 erschien er in einem Zigarette zu Weihen und machte die Kunde.

Einem hatten sie gerade das rechte Bein amputiert. August richtete huldvolle Worte an den Mann. Die bestanden darin, daß er ihn nach seinem Zivilistenstand fragte.

Der Mann war Sparkassenbeamter. „Sinn Se froh, daß Se gee Landbriefdräher sin!“ tröstete August.

Es war an der Zeit, den König in den Betrieb einer Hauptfeuerwache einzumischen.

Branddirektor Bandau war stolz darauf, seine neueste Erfindung zu zeigen: die automatische Anfahrvorrichtung. Friedrich August sah artig auf.

Ein Alarmglockenzeichen erscholl; die mächtigen Stalltüren hoben sich auseinander; hinter den fahrbereiten Wagen liefen scharende Gänse, ohne der Führung zu bedürfen, an die Deckeln und schoben ihre Köpfe durch die schwebenden Kante.

Währenddem rüschten die Feuerwehrlente an Sängen (aus den im ersten Stock gelegenen Mannschaftsräumen) in den Stall herunter, je zwei Leute schreien mit einem einzigen Griff die äußeren Riemen der Zielgeschirre an, und Himmelstimm raffen die Fahrzeuge schon zum Tore hinaus.

Augusts Pupillen hängen wie festgelockt an der Marmelade. Er wälzte sich einen dickflüssigen Gedanken. Endlich riß er sich los und apostrophierte den Branddirektor:

„Alle bonnehr, Bandau. Das kam Se aber fein gemad! Aee, wirklich, ganz famos. Alle bonnehr. Awwer saachn Se mal, wo gahn denn das Alarmglocken hör?“

Der Branddirektor: „Wir haben einen Radfahrer nach dem neuen Rathaus geschickt, und der hat dort...“

August: „Ach so. Nehd fröhlich ich das. Ach so. Awwer saachn Se mal, is das nich a bißchen sehr unständlich, wenn Se da bei jedem gleen Feierchen arschd allemal ein Radfahrer nachn Reim Raabhaufe schiggu mißn?“

Wie häufig nehmen sich dagegen die „unfähigen sozialistischen Minister“ aus, die jetzt, der Aufforderung Friedrich Augusts entsprechend, den „Dreck alleine“ machen müssen.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von G. & C.; beide in Karlsruhe, Duffenstraße 24

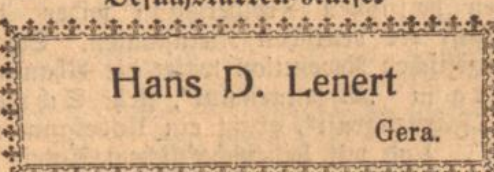
Räffelecke

Kreuz-Räffel

	1	4	7						
	12	5	1						
	11	10	8						
1	12	11	9	7	9	2	5	6	
4	5	10	7	1	7	8	8	11	
7	1	8	9	7	8	11	8	10	
				2	8	11			
				5	8	8			
				6	11	10			

Für die Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Die senkrechten und wagerechten Reihen bedeuten gleichlautend: 1. ein Fahrzeug, 2. eine Himmelsbezeichnung, 3. einen Musikapparat.

Besuchskarten-Räffel



Wer den Beruf wissen will, den dieser Herr ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben dieser Besuchskarte umzustellen. Es ergibt sich dann eine mit „S“ beginnende Berufsbezeichnung.

Buchstaben-Räffel

Mit „O“ machts derbe Schritte, Mit „A“ liegt's in der Mitte.

Räffel

Nennt mir die Titel zweier berühmter Dramen, Von denen eins umschließt des andern Namen.

Auflösungen der Räffel in der Nummer der 43. Woche

Bilder-Räffel: Ein halber Mann, der nicht nein oder ja sagen kann.

Silben-Ausschalt-Räffel: Palermo, Rabe, Otto, Oratorium, Getreidemühle = Oratorium.

Buchstaben-Räffel: Kreisgericht, Kreisgericht.

Räffel: Kleingeld — kein Geld.

Richtige Lösungen sandten ein: Franz Nepple, Fritz Herrmann, Artur Herrmann, Karlsruhe; Will Schmidt, Hagsfeld.

Witz und Humor

Die Witze-Räffel. Ein junger Mann, der in Berlin O. auf die Brautwerbung geht, bekommt von seinem Vater folgende Matschläge mit auf den Weg: „Sei vorichtig mit der Witze! Wenn der Vater des Mädchens einmal in Zahlungsschwierigkeiten war, so verlange 200 000 Mark. Wenn er schon Pleite gemacht hat, verlange 400 000 und wenn er gar schon einmal eingesperrt war, so nimm nicht unter 600 000.“ Ein paar Tage später ruft der Sohn bei dem Vater an und fragt: „Papal! Mein zukünftiger Schwiegervater wurde geftern wegen Raubmord hingerichtet. Welche Witze soll ich verlangen?“

Infolge des immer härteren Drängens des Publikums findet man auf den Kiosketten der sächsischen Eisenbahnen seit einiger Zeit befallend wieder die bewußten Papierrollen! Da zu gleicher Zeit einer der verschiedenen Spar-Erlasse herauskam, die jede vermeidbare Ausgabe eingeschränkt wissen wollen, so suchte die Verwaltung der kleinen Station O. den neuesten Spar-Erlaß auch auf dieses Gebiet auszudehnen. Als ich vor einigen Tagen auf der Durchreise dort diesen Ort und diese wohlthätige Rolle zu benützen hatte, las ich auf jedem einzelnen der Papiere abschnitte den kategorischen Gummistempelaufruf: „Angeichts der steigenden Papierpreise wird ersucht, das Papier auf beiden Seiten zu benutzen. Die Wahnhoferverwaltung.“ („Simplifiz!“)

Falsch verbunden. Herr Schulze wird in einem dunklen Flur von einem unbekanntem weiblichen Wesen, das dort augenscheinlich auf seinen Schatz wartete, sümisch geküßt. Da ruft Schulze, Telefonabonnent, verblüfft: „Falsch verbunden!“

Die Wochensunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

44. Woche

Karlsruhe, den 4. November

1922

An die Toten der Revolution

So schläft denn wohl im kühlen Grund, Schlaf ewig ungerissen!
Wir können euch den bleichen Mund,
Die starre Hand nicht pressen!
Wir können euch zu Ohr und Bier
Mit Blumen nicht bedecken —
Doch können wir und wollen wir
Die Schwerte für euch schärfen!
Denn einen Kampf, der so begann,
Soll kein Ermatten schänden!
Ihr streitet vor, ihr singet an:
So laßt denn uns vollenden!
Wir sind bereit, wir sind geschwind,
Wir treten in die Lücken!
Mit Allen, die noch übrig sind,
Die Klinge woll'n wir güden!

Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!
Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten!
Und dafür, daß das möglich sei,
Dafür noch stehn wir Wache,
Dafür bleibt unser Feldgeschrei:
Sie Republik und Nachel!

Wir treten in die Reijeshaß,
Wir brechen auf schon heute!
Nun, heil'ge Freiheit tröste du
Die Mütter und die Bräute!
Nun tröste Weib, nun tröste Kind,
Die Wäitwen und die Waisen —
Wie derer, die gefallen sind,
So unsre, will's das Fisen!

Nach Ferd. Freiligrath (1848).

Die Regierung stadtbekannt gewordenen Querulanten erschienen auch hier und leiteten ihre Ansprachen gewöhnlich mit den gleichlautenden Redewendungen ein: „Auch ich habe für die Freiheit gelitten“ usw. usw. Die meisten wollten schon früher revolutionär gewesen sein; leider aber hatten die „Verhältnisse“ sie gehindert, ihre Bestimmung laut zu bekennen. Ich wußte, daß es der Regierung sehr schaden würde, wenn sie sich gegen diesen Zubrang abschließen würde, und ließ ihn in den ersten Tagen denn auch ruhig über mich ergehen. Es mußte mit ganz untergeordneten und manchmal recht lächerlichen Angelegenheiten viel kostbare Zeit verdröbelt werden. Immerhin aber schuf es ein gewisses Vertrauen im Volke, als es sich herum sprach, daß jedermann ungehindert und ohne Förmlichkeiten direkt zum Ministerpräsidenten gelangen könne.

Hier muß ich dem württembergischen Volke ein Ehrenzeugnis ausstellen: Bettelreien und Schnorrereien kamen mir in ganz geringem Maße vor. Obwohl unter meinen zahlreichen Bekannten aus der vorrevolutionären Zeit sich sehr viele befanden, die durch den Weltkrieg ins Unglück und Elend geraten waren, wurde ich doch nur von ganz wenigen darunter um pekuniäre Hilfe angegangen; die meisten, die sich an mich wendeten, wünschten nur meine Verwendung behufs Beschäftigung, Anstellung und dergleichen.

Pekuniär hätte ich auch wenig leisten können. Einen eigentlichen Dispositionsfond für persönliche Ausgaben besaß ich nicht. Im übrigen hatte ich nur das gewöhnliche Ministergehalt von 21 000 M und dazu kamen für Repräsentation 8000 M. Bei diesem Einkommen ist es bis Anfang 1920 geblieben; etwa zwei oder drei Monate vor meinem Rücktritt wurde das Ministergehalt erhöht, aber die Steuern betragen ein volles Drittel deselben. Weitere pekuniäre Vorteile habe ich nicht gesucht und sind mir auch keine zugewendet worden. Vermögen besaß ich nicht, und das unbedeutende Vermögen meiner Frau konnte in diesen Zeiten der Leuerung nicht ins Gewicht fallen.

Klatschereien

Ich führe diese Tatsache an, weil es heute noch Leute gibt, die sich ihren Schafskopf darüber zerbrechen, wie groß die Summen sind, die ich mir beiseite gebracht. Ich hörte selbst in einem Stuttgarter Restaurant eine Gesellschaft von Schiebern, sich über das Schloß unterhalten, das ich mir erworben; wo es liegt, konnte ich nicht erfahren; wahrscheinlich liegt es, wie beim „Armen Konrad“, auf der „Fehlhalbe“. Wie mir berichtet wurde, jagte einst im Straßenbahnwagen ein lebenswürdiger Zeit- und Volksgenosse, ich habe mir mindestens eine Million auf die Seite gebracht. Ein Fahrgast wagte dies schüchtern zu bestreiten und brachte die andern dadurch in Wut, so daß sie ihn aus dem Wagen hinauswarfen. Ueberhaupt erreichte der gegen mich gerichtete Klatsch gleich in den ersten Wochen nach der Revolution einen Umfang, den ich nicht erwartet hatte, obwohl ich nicht gewohnt bin, in solchen Dingen mir Illusionen zu machen. Die dümmsten Klatschereien werden befallend am festesten geglaubt, und noch heute, nachdem ich seit anderthalb Jahren der Regierung nicht mehr angehöre, sind solche im Umlauf. Biologisch interessant ist der Umstand, daß die Träger des Klatsches mit ihm veralten, wie sie es selbst gemacht hätten, wenn sie an die Macht gelangt wären. Denn: „Was ich selber tu' trauf' ich andern an.“ Als ich meine Dienstwohnung im Staatsministerium

Von der Monarchie zum Volksstaat

Kürzlich erschien in der „Bibliothek zeitgenössischer Memoiren“ das Memoirenwerk „Von der Monarchie zum Volksstaat“ des Staatspräsidenten a. D. Wilhelm Blos (Bergers Reichstagsches Bureau und Verlagsanstalt, Stuttgart), aus dessen Abschnitt „Als württ. Ministerpräsident“, wir nachstehenden Auszug bringen.

Der große Taubenschlag

Wie es 1918 auf den Ministerien zugeht, will ich an dem Beispiel schildern, das ich auf dem Staatsministerium sah, wo selbstverständlich der größte Trubel herrschte. Denn alle, die recht klug sein wollten, glaubten am besten zu tun, wenn sie alle ihre Anliegen und namentlich ihre Beschwerden gleich beim Ministerpräsidenten anbrächten, ohne zu bedenken, daß dieser sie in den meisten Fällen an die Einzelministerien verweisen mußte. Mein Bureau im Ministerium des Auswärtigen glück einem großen Taubenschlag, und namentlich in den ersten Wochen nach der Revolution war dort kaum zu einer geordneten Arbeit zu kommen, da Deputationen und Einzelpersonen mit allen nur denkbaren Anliegen sich förmlich jagten. Die schon unter der monar-

bezog, hatte ich meine Einrichtung fast ganz in meiner früheren Wohnung in Degerloch zurückgelassen und Wohnung wie Möbel an andere vermietet, morans gleich die Folgerung gezogen wurde, daß ich zwei Wohnungen be- nutze, die man später auf drei erhöhte, welche läppische Ver- leumdung besonders von der lieben Gattin eines mit mir gut bekannten Gymnasialprofessors gepflegt wurde. Nach- dem ich kurze Zeit die mir freundlich überlassene Einrich- tung des Herrn von Weizsäcker in Gebrauch gehabt, wur- den mir aus den Schlössern, die nebst Einrichtung dem Staate gehörten, eine Anzahl meist alter Möbel und ver- schiedene Haushaltungsgegenstände zum einstufigen Ge- brauch überlassen, für die ich später, als ich aus der Regie- rung ausgetreten, bei Weiterbenützung, solange ich meine Dienstwohnung nicht verlassen konnte, eine bestimmte Summe als Miete zu bezahlen hatte. Diese Angelegenheit wurde ordnungsgemäß mit dem Finanzministerium erlei- digt. Daß die in den Schlössern tagenden Gesellschaften, Arbeiterräte, Soldatenräte und alle möglichen anderen Körperchaften die dort befindlichen Möbel benutzten, da- gegen hatte niemand etwas einzumenden; nur bei mir und anderen sozialistischen Ministern knipfte sich ein ungeheurer Klatsch an diese Dinge. Die Sache wurde so dargestellt, als hätte ich das Königspaar direkt und persönlich beraubt. Es hieß, bei mir würde mit dem silbernen Löffeln des Königs gespeist und wurden sogar die angeblichen Teil- nehmer an gewissen, mit diesem Hochgenuß verbundenen Festlichkeiten angegeben, wela letztere damals stattgefunden hatten. Weiter hieß es, meine Frau kleide sich in die Ge- wänder der Königin. Die in meiner Amtswohnung be- findlichen Möbel sollte ich einfach „requisitieren“, d. h. un- rechtmäßig an mich genommen haben. In diesem letzteren Klatsch nahmen leider auch Parteigenossen eifrigen Anteil, worauf ich am geeigneten Orte zurückkam. Selbstver- ständlich wurden diese Abrechnungen von den unabhängigen und kommunistischen Blättern gierig aufgeknabpft, zum guten Teil auch von der „Süddeutschen Zeitung“.

In Nürnberg, hieß es, habe ein Schnellzug zwei Stun- den auf meine Frau warten müssen.

In Stuttgart wollte man meine drei „vollgefressenen“ Töchter tagelang im „Staatsauto“ in der Stadt herum- räumend gesehen haben, wozu ich nur beiseiden bemerken will, daß keine Kinder von mir am Leben sind.

Mit vier schwarzgeschlachteten Schweinen vom Wetz-heimer Wald herunterkommend, sollte ich von der Polizei- wehr erwischt worden sein, die mir aber gütigst eines der vier Schweine überlassen haben sollte. U. u. u.

Genug von diesen Dingen. Es sei nur bemerkt, daß die vom Finanzministerium leih- oder miethweise abgegebenen Möbel und Haushaltungsgegenstände, als ich meine Dienst- wohnung verließ, ordnungsgemäß wieder abgegeben wor- den sind, wie sich von selbst versteht.

Aus den Audienzen

Aus den Besuchen, die ich damals erhielt, seien einige herausgeariffen, da sie zur Charakteristik jener Episode bei- zutragen sehr geeignet sind.

Zwei Tage nach der Revolution kam ein angesehenere Stuttgarter Arzt, den ich seit langer Zeit kannte, zu mir mit dem Entwurf einer Proklamation an das württem- bergische Volk, durch welche der frühere König von Würt- temberg wieder auf den Thron berufen werden sollte. Der Mann verlangte von mir allen Ernstes, daß ich meine Un- terschrift unter den Schriftsatz setzen sollte. Erst dachte ich daran, ihn festnehmen zu lassen; als ich aber in seine Augen sah, wußte ich, mit wem ich es zu tun hatte. Ich setzte ihm dann auseinander, daß er mit seiner Proklamation gerade dem ehemaligen König den schlechtesten Dienst erwiesen würde, denn es würden die Räte mit einer Gegenprokla- mation antworten, deren Folgen nicht abzusehen wären. Es könnte aber leicht eine Deputation nach Weidenhausen kommen, doch in einer ganz anderen Absicht, als um den König auf den Thron zurückzuführen. Darauf bekam es der gute Mann mit der Angst und zog mit dem famosen Schriftstück eilfertig ab.

Eine niedliche junge Dame führte sich bei mir ein mit den Worten: „Sie sind der Mann, der über den Gezeiten steht!“

„Sie irren sich,“ antwortete ich, „ich bin da, um dafür zu sorgen, daß die Gezeje respektiert werden. Aber was wünschen Sie von mir?“

„Ich möchte meinen Stiefvater heiraten und Sie sollen mir dazu helfen.“

Der Stiefvater war der dritte Mann ihrer verstorbenen Mutter gewesen. Ich überwies den Fall dem Justizminis- ter, der entschied, daß eine solche Ehe nicht statthaft sei. Mir tat die Dame recht leid.

Ein frommer Kanonier trat ein:

„Der Präsident, ich komme von Gott,“ sagte er mit militärischem Gruß.

„Hat der liebe Gott Ihnen einen Ausweis mitgegeben?“ fragte ich.

„Das nicht, aber sein Geist lebt in mir.“

„Hm! Was wünschen Sie von mir?“

„Sie sollen mit Philosophie regieren!“ sagte er und wollte mir mit einer Menge bedruckten Papiers auf den Leib rücken.

„Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit Philosophie zu be- schäftigen,“ wehrte ich ab.

„Ich sehe schon, ich muß mich an eine kirchliche Autori- tät wenden. Wo finde ich eine solche?“

„Weim Konjistorium.“

„Ach, vortrefflicher Gedanke!“ Er rannte davon. Ob er dort gewesen und was dort geschähe, weiß ich nicht.

Ein recht „aufgabebekter“ Schuhmachermeister kam zwar nicht selbst, aber schrieb mir alle acht Tage einen Brief, in dem er behauptete, daß die protestantische Regierung ihm 10 000 M schuldig sei, und diese einverlangte.

Unter der einlaufenden Korrespondenz befanden sich viele Drohbriefe. Meistens hieß es, ich werde nicht mehr lange leben; manchmal wurde auch ein bestimmter Termin für meinen letzten Tag angeführt. In vielen Briefen ward ich als „Verräter“ feierlich in die Acht erklärt, Men- schen, die ich nie gekannt, schrieben mir, sie hätten mich einst „Freund“ genannt, könnten mich aber nur noch bedauern. Durch freche Briefe zeichnete sich namentlich die Frau eines kommunistischen Demagogen aus.

Die deutsche Revolutionslyrik

Von Julius Bab

Daß das politische Lied ein garziges Lied sei, ist bekanntlich nicht die Meinung Goethes, sondern des feuchtsüßlichen Philo- sopers, der in Auerbachs Keller seinen Stumpfsinn pfeilt. Goethe selbst, dem seine Dichtung nur immer erneute Zusammenfassung und Befestigung einer nach jeder menschenmöglichen Seite mäch- tig ausgreifenden Weltanschauung war, hat sehr wohl gewußt, ein wie mächtiger Teil unseres Lebens unentrinnbar mit jenem Trieb und Zwang zur Völkergesellschaft verbunden ist, der sich in politischen Kämpfen entladen muß.

Fretlich nicht der Alltag des politischen Lebens, die schnell- erstarrende Mechanik des Parteigetriebes ist es, die einem Dich- ter Antrieb und Stoff des Schaffens werden kann — es sei denn zur Satire. Für das Pathos eines leidenschaftlichen Mitgeföhls schaffen nur die großen Augenblicke der politischen Geschichte, die Stunden der Leidenschaft, der katastrophalen Verdichtung. Die Augenblicke, in denen der langsam laufende Mechanismus aus- geschaltet wird und die lebendige Kraft sichtbar in ihre umgekehrten Rechte tritt. Oder noch mehr als diese Augen- blicke, das Gefühl ihres Herannahens, ihre Erwartung ist es, die die Dichter mit jener Ueberfülle des Lebens anrührt, die sich nur im Gesang löst. Die Lage oder mehr noch die Vorgänge nation- aler Katastrophen schaffen politische Lyrik.

Solcher Stunden kennt die Geschichte wesentlich zwei Arten, gemäß den zwei Arten von Politik, die wir kennen, der inneren und der äußeren. So gibt es, wenn ein Volk sich gegen äußere Gefahren stellt, wenn es seine Einheit mächtig nach außen abgrenzt, die politische Lyrik des nationalen Entschlusses, die „Katalandslyrik“. Wenn es in einem Kampf und Kampf seine innere Ordnung erneuert, seine alte Einheit prengt, um eine neue zu gewinnen, so entsteht die „Revolutions- lyrik“. Die Geschichte der deutschen Revolutionslyrik hat ihre erste Epoche im 18. Jahrhundert, in jener großen Revolution, in der religiöse, nationale und soziale Kräfte untrennbar verschlan-

gen sind. Ihr erster Dichter heißt Martin Luther, und seine „Feste Burg“, dies „Kampfbuch des Glaubens“, ist durch- aus Revolutionslyrik und ist von der tiefsten Nachwirkung für Deutschlands ganze politische Dichtung bis in die Gegenwart hinein geblieben. In dem ritterlichen Mitstreiter der Bewegung, in Ulrich von Hutten, dagegen haben die Deutschen ihren ersten politischen Dichter im engeren Sinne des Wortes gehabt. Er war der vollkommene Sprecher dieser Revolution, soweit sie Aelsaufstand und doch zugleich von religiösen, humanistischen und nationalen Momenten genährt war. Die tieffte und größte Form, die diese Revolution politisch angenommen hat, der Bauernaufstand, ist uns leider stumm geblieben.

Das 17. Jahrhundert, das Deutschland nicht nur politisch und wirtschaftlich dem Ruin nahebringt, läßt auch seine sozialen und geistigen Freiheitskräfte viel zu sehr, um irgend etwas wie Revolutionsdichtung auch nur ins Bereich der Möglichkeit zu bringen. Aber das 18. Jahrhundert steht nicht lange nach der selbständigen Erhebung deutschen Geisteslebens im Bürgertum auch eine Leidenschaft der sozialen Kritik erwachen, stark genug, um eine revolutionäre Lyrik zu zeitigen. Die Generation nach Lessing, die Generation des Sturms und Drangs, pflanzt Freiheit nicht nur als das große allgemeine Lösungswort des selbstherrlichen Individuums auf — sie entfaltet auch einen sehr ausgeprochenen politischen Freiheitsginst wider die rucklose Despotenwirtschaft der deutschen Kleinstaat. Schon vor Aus- bruch der französischen Revolution waket die Phantasie der Büh- den hat, spricht nicht aus der Lyrik; er klingt aus Schillers Dramen. Und während Schillers politische Jugendlyrik ganz demotische und unzeitige Stoffschule ist, verdrängt sich politische- revolutionäre Leidenschaft in seinen Dramendichtungen zu großen Entladungen durchaus lyrischer Art: der Geist, der die franzö- sische Revolution, die ja mehr als eine französische, die eine Weltrevolution war, hervorbringen mußte, dieser Geist sprach bereits vor dem Vollstetstun gewaltig in den „Mütern“, in der „Kabale und Liebe“, im „Don Carlos“ und fand seinen ehesten Nachhall im „Tell“.

Die deutsche Vegerierung für die französische Revolution schwand (auch das ist in berühmten Versen dokumentiert) vor dem Schreden über den revolutionären Terror, und wie das revolutionäre Frankreich nun aggressiv wurde und durch sein gewaltigen Exponenten Napoleon Deutschland unterjochte, schlug Deutschlands Stimmung und politische Lyrik in den nation- alen Ton um. Gleichwohl hat man mit Wahrheit gesagt, daß die Freiheitskriege die deutsche Form der großen Revolution ge- wesen sind. Trotz Bismarcks enttäuschter Verwahrung ist etwas Wahres daran, daß die deutsche Jugend von 1818 auch für ihre politische Freiheit zu kämpfen glaubte und sich dann bitter ent- täuscht sah. Schon in der berühmten, scheinbar rein nationalen Lyrik der Freiheitskriege kann man diesen sozial revolutionären Unterton zuweilen herausgehren, und gleich nach 1816 setzt jene politische Dichtung der Enttäufung und bitteren Spottes ein, die nichts anderes als beginnende Revolutionslyrik ist. In diesen vorwärtsgehenden Zeiten hat Deutschland zwei politische Dichter höchsten Ranges gehabt, und zwar vertreten sie vollkommen die beiden großen Möglichkeiten politischer Dichtung. Es gibt eine politische Dichtung, die — soweit das dem freien und deshalb jeder Unterdrückung feindlichen Geiste überhaupt möglich ist — über den Parteien steht, die Ausdruck einer leidenschaftlich mit- fühlenden, aber gerecht und weise wägenden politischen Erkennt- nis ist. Der deutsche Meier dieser Kunst ist (wohl zufällig!) ein Franzose: Adalbert von Chamisso. Er hat mit sei- nem Joghgedicht der hoffnungslos konservativen Borniertheit ein ebenso unsterblich ironisches Denkmal gesetzt wie dem ziellos leeren Revolutionismus in seiner „Aldermacherrou“. Und er hat als „alter Sänger“ mit wahrhaft geistlicher Größe die Syn- these von Tat und Entwicklung, Freiheit und Notwendigkeit for- muliert, aus der allein gesunde Politik wächst. Das andere mögliche große Genie politischer Dichtung, das Genie inbrünstiger Parteigängerschaft ist Heinrich Heine gewesen. Je mehr von der toletten und unechten Liebeslyrik seiner Jugend der ro- manzösische Nachglanz abblättern wird, umso mehr wird man die künstlerische Kraft bewundern lernen. Um mehr als Hauptes- länge übertrifft die faulende Schlagkraft seiner Ironie die lie- benswürdigen Späße eines Hoffmann von Fallers- leben oder den mehr pathetischen Spott der Bruß und Dingelriedt. Und wo sich seine ironische Natur einmal zu einem rein pathetischen Schlag sammelt, da entsprüht dem Schein der Sprache stöhntliches Feuer ganz anderer unheimlicher Art.

als die gesinnungsstarke, in einzelnen Satzprägungen mit Recht erfolgreiche, im Ganzen aber doch ungeschöpfische Schillernachfolge der Freiligrath und Herwegh sie hergibt. Heine ist denn auch unter zahllosen Mitbewerbern der einzige, dessen Kunstwerk ebenbürtig neben der großen revolutionären Volks- dichtung dieser Epoche steht, den „Wutgericht“. Dies Lied der revolutionären Weber aus dem Niesengebirge ist erst durch Hauptmanns Drama wieder berühmt geworden; es ist aber in seiner barbarisch schlichten Wucht selbst ein Kunstwerk ersten Ranges.

Der Kampf von 1848 war noch wesentlich vom dritten Stand, dem Sieger der großen Revolution, dem um politische Macht ringenden Bürgertum, geführt worden. Zuweilen freilich klingt in dieser Revolutionsdichtung schon ein Ton von dem neuen ökonomischen Nachwillen, der sich sammelnden Arbeitermassen an. Auch hier ist Heine, der Dichter der „Bänderratten“ und des „Wintermärchens“ am stärksten. Aber auch in Freiligraths Poetik dringt die Vision des „von unten auf“ drohenden Proletariats. Dann reißt zum zweiten Mal eine rein nationale Lei- denchaft die Führung an sich; im Zeichen Bismarcks wandeln sich die revolutionären Bürger zu „Nationalliberalen“; auch Frei- ligrath läßt nach der Revolutionsfanfare die Trompete von Gravelotte. Herwegh bleibt mit manchem andern groß und drauhen — drauhen vor der Herrlichkeit dieses Bismarckschen Deutschland, dessen Einheit wahrlich nicht die von ihm ersehnte ist. Und dieser alte bürgerliche Revolutionär dichtet noch das Lied der neuen Revolution, das Bundeslied für den sozialistischen Arbeiterverein „Tat und Arbeit“. Denn nun schwillt durch vierzig lange Jahre unter dem Gründerbesogen des neuen Reiches die Flut der andern, der ökonomisch-proletarischen Revolu- tion heran. Hier kann man, nicht in gleicher Schärfe, aber doch ähnlich wie bei Chamisso und Heine, wieder die beiden großen Grundtypen unterscheiden; neben dem wilden Parteigänger- schennung eines John Henry Macdoh gefaltet sich einwärts- volle und politische Leidenschaft bei Richard Dehmel. Wenn man das breite und sentimentale „Lied vom Hemde“, das Frei- ligrath dem Schotten Hood nachgedichtet hat, etwa mit Dehmels fünfzig Jahre späterem, großartig konzentriertem „Arbeitsmann“ vergleicht, so hat man einen merkwürdigen Parallelismus von Klärung und Organisationskraft sowohl innerhalb der Arbeiter- bewegung wie innerhalb ihres künstlerischen Ausdrucks.

Ein drittes Mal scheint in einer nationalen Vegerierungs- stut der soziale Revolutionswille zu ertrinken. Aber der Schein trägt. In der deutschen Kriegslit — und in der erst nach zu berücksichtigenden vermutlich noch viel mehr als in der bisher bekannten — gibt es von Anfang an einen Unterton zornigen Erbkauns, der die Notwendigkeit dieses Weltkampfes angewei- felt, und einen andern, in dem sich das wachsende Nachschuß- sein der bewaffneten Volksmassen als solcher ausdrückt. In dem Augenblick, wo diese zwei Strömungen zusammenstoßen, wurden sie härter als jeder nationalistische Antreib, und der neue soziale Revolutionswille war übermächtig da. Das allmächtige Empor- drängen dieses Antitromes, die schrittweise Umkehrung der Kriegslit in eine Revolutionslit, diese Entwicklung zu ver- folgen, ist ein überaus merkwürdiges, fast unheimliches Schau- spiel. Es ist einwieilen das letzte Kapitel in der Geschichte der deutschen Revolutionslyrik.

Ewiges Ziel

Ich hasse das Kleine und liebe das Große. Das Unbezwingbare lockt mich an! Wer wollte zagen, wer wollte zittern, Sieht er am Himmel ein ewiges Ziel?

Doch mußt du fliegen, tief mußt du fallen, Es die Erfüllung wird ein Sieg! Steig mit der Sonne, braus mit den Stürmen, Setze die Sehnsucht immer als Pfand!

Wo ist die Grenze? Wo ist ein Halten? Nirgends? Grobte den Sdrigont! Scheint du am Ziele: Schau in die Ferne. Ob nicht ein ferneres Leuchten dich lockt.

Der ist ein Feigler, der wird verderben, Der sich stets sieht noch geruhigem Haus. Wer wollte zagen, wer wollte zittern, Sieht er am Himmel ein ewiges Ziel?!

W. Partbel. „Arbeiterzeile“, Verl. G. Dieberich, Jena.